

G E D A N K E N

über den Umgang mit dem Unvermeidlichen

Manchmal denke ich: „nicht heilbar“ – das sagt etwas über Zellen. Nicht über mein Leben. Der Tumor ist da, er ist, was er ist, daran rüttelt nichts. Aber zwischen dem, was mit mir geschieht, und dem, was ich daraus mache, bleibt ein Spielraum. Klein vielleicht. Aber meiner. Und genau da spielt sich das ab, worauf es noch ankommt.

Der Tod selbst gibt mir keinen Sinn. Lange dachte ich, das müsste hart klingen, und es klingt auch hart. Aber es nimmt mir auch etwas ab. Ich muss aus meinem Sterben nichts machen. Ich muss ihm keine Bedeutung abringen, keine Vollendung, keine schöne Form. Das Ende sagt über das Davor nichts aus. Und das Davor – das bin noch ich. Wach. Hier. Wählend. Den Sinn dieser Zeit gibt mir nicht der Tod. Den habe ich selbst in der Hand. Und das Merkwürdige ist: Das fühlt sich nicht nach Last an. Nicht nach noch mehr Einsamkeit. Es fühlt sich an wie etwas, das mir gehört.

Weil da diese Ruhe ist. Ich habe lange überlegt, ob ich ihr trauen darf. Ob das nicht einfach Wegsehen ist, eine Art Betäubung. Aber nein – sie sieht nicht weg. Sie hält das alles im Blick und ist trotzdem still. Sie ist durch die Angst durchgegangen, nicht außen herum. Ob das jetzt die ruhigste Form meiner Freiheit ist oder schon etwas anderes, ein Loslassen, das übers Wählen hinausgeht – ich muss das nicht klären. Vielleicht gehört es zu dieser Ruhe, dass sie sich nicht einordnen lässt. Dass sie einfach da ist. Das Gelebte ist irgendwann weiter als alles, was ich darüber gedacht habe, und das ist gut so.

Mein Schaffen ist der Ort, an dem das alles greifbar wird. Komisch eigentlich: Aus dem Konkretesten, was es gibt – meine Hand, das Material, der Widerstand – entsteht das am wenigsten Greifbare. Ein Sinn, der nicht krank werden kann. Im Tod

werde ich dem Blick der anderen ausgeliefert, ob ich will oder nicht; sie werden deuten, ich kann mich nicht mehr wehren. Aber im Werk gebe ich mich diesem Blick selbst. Nicht als einer, dem etwas genommen wird. Als einer, der etwas reicht. Das ist die einzige Geste, die das Ausgeliefertsein vorwegnimmt und in etwas Eigenes verwandelt.

Und trotzdem: Es rettet mich nicht. Macht mich nicht unsterblich. Soll es auch nicht. Ich glaube, ich würde mich belügen, wenn ich schaffen würde, um zu bleiben. Das Werk muss nicht überdauern, damit es wahr ist. Es reicht, dass es jetzt geschieht. Dass es sich reicht. Vielleicht hat sich dabei sogar etwas verschoben – weg vom Wollen, vom Durchsetzen, hin zu einem Zulassen. Weniger Faust, mehr offene Hand. Ein Schaffen, das nichts mehr beweisen will, nichts festhalten, nicht mal mehr bleiben. Und das gerade deshalb so frei ist wie sonst nichts.

Das ist es wohl, wenn ich es ganz nüchtern für mich sage: Ich bin dieser Körper, krank, endlich, an einen Ort und eine Zeit gebunden – und ich bin der, der dazu Stellung nimmt. Beides. Ich muss mich in keines von beidem flüchten. Niemand garantiert mir den Sinn dieser Zeit, und genau deshalb ist das, was ich daraus mache, wirklich meins. Die Ruhe braucht keine Lüge. Das Werk braucht keine Ewigkeit. Und das Leben, das bleibt, will nicht um den Tod herum geordnet werden. Es will gelebt werden, solange es da ist. Mehr nicht. Und das ist genug.